

Vom dröhnenden Blech : Sprachplauderei

Autor(en): **Hess, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **1 (1945)**

Heft 5

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom dröhnenden Blech

Sprachplauderei

„Die Wettschwimmerin, am Ende der Kraft, warf die Flinte ins Korn und begab sich ins Boot.“ Dieser kurze Vermerk, dem berichtenden Teil irgendwelchen Tageblattes entnommen, möge die Anteilnahme vieler auf die Abklatsch ausdrücke der Sprache richten, die ich als „dröhnendes Blech“ bezeichne.

Bilder und Vergleiche sollen Rede und Schrift veranschaulichen helfen. Sie sind also nicht unbedingt nötig. Wir können uns eine Schreibweise denken, in der diese Zutaten völlig fehlen, zum Beispiel den Rechenschaftsbericht, ein Gerichtsurteil, eine Bußenanzeige, etwa so: „Das Überschreiten der Geleise ist strafbar“, „Feste Gegenstände dürfen nicht aus den Bahnwagen geworfen werden.“ Man will mit diesen knappen Worten also nur etwas endgültig festlegen und gebraucht deshalb weder Schmuck noch Vergleich.

Geschriebenes aber, das die Sinne der Leser anregen, fesseln, ja sogar aufpeitschen soll, muß sich zugleich an Gemüt und Geist wenden, muß Wichtiges besonders hervorheben, es mit schon Bekanntem vergleichend, muß schmücken durch reiche und farbige Bilder, die sich tief ins Gedächtnis einbrennen, die Anteilnahme der Menschen festhaltend. Hier kommt nun alles darauf an, was für Bilder und Vergleiche man auswählt aus der Fülle des Vorhandenen.

Wer Geschichten aus seiner Heimat erzählt, der wird sich sehr davor hüten müssen, Vergleiche aus fremden Erdteilen zu holen, die innerlich nicht zusammenhängen mit dem Wesen des Dargestellten. Ein schlechtes Beispiel: „Anneli Bünzli stand schlank wie eine Palme vor Hans, mit den Gazellenaugen funkelnd.“ Diesem Anneli stünde es besser an, es würde schlank wie ein Bircklein auftreten und Hans mit braunen Reh- augen anschwächen. Wählst du ein fremdes Bild, dann wird der Leser aus der vertrauten Welt gerissen und in die entlegene fortgelockt. Er verliert für einen Augenblick den Zusammenhang mit der Heimerde. Auch Bilder und Vergleiche sollten demselben Boden entnommen werden, dem das Erzählte angehört.

Vom Übel ist auch das Überbildern, also das Anhäufen von Vergleichen, die untereinander zusammenhanglos sind. Der Leser wird dabei gewissermaßen aus einer Wursthaut durch die andre gezogen; man wif-

kelt ihn mit Schmuckketten ein, wo ein einziges Perlenhalsband genügt hätte, um einen hübschen Hals zu zieren.

Vom Schlimmsten ist aber die häufige Verwendung von vorgeprägten Bildsätzen. Sie verlieren durch öftern Gebrauch ihren Schmuckwert, verblassen zu feststehenden Satzteilen und werden deshalb gedankenlos mitgeschleppt wie in dem eingangs erwähnten Berichte, wo das Abflatschbild von der ins Korn geworfenen Flinte einfach statt des schlichteren Einzelwortes „aufgeben“ oder „verzichten“ benutzt wurde und lächerlich wirkt, weil es in diesem Zusammenhange sinnlos ist.

Der einfallsreiche Wort- und Bildschöpfer schafft sich, wenn nötig, stets wieder neue und eigenartige Schmuckbilder und Vergleiche, verwendet sie jedoch nur einmal, weil ihm bewußt ist, wie sehr sie sich bei öfterem Gebrauch abstumpfen. Schreiber und Redner indessen, die bedenkenlos Abflatschbilder aneinanderreihen, erinnern an das Getöse des Wellblechs, auf dem eintönig der Platzregen trommelt. Ein Mensch, der sich das Gesprochene wirklich vorstellt, verspürt das Unpersönliche darin. Er kann das Gedröhne nicht mehr aushalten, erhebt sich vom Platz, läuft davon und wünscht den ersten Träger der Abflatschbilder an einen häßlichen Ort hin.

Eine Reihe solch uralter Bildstöcke mag zur Abschreckung aufgeführt werden: „eine Rolle spielen“, „das Zepter schwingen“, „auf dem Standpunkte stehen“, „Lunte riechen“, „der springende Punkt“, „etwas aus dem Armel schütteln“, „wie der Ochs am Berge stehen“, „auf den Stockzähnen lachen“, „noch ein Hühnchen mit jemandem zu rupfen haben“, „vom Wurm der Zeit angenagt sein“, „Worte oder Gedanken des Vorredners unterstreichen“ usw. Das sind nur wenige unter zahllosen; man kann eine Rede damit bereichern, bis sie wie beklunkert aussieht. Sparsam und sinngemäß benutzt, werden sie kaum dem Ausdruck schaden. Der Dichter freilich soll sie vermeiden; denn ihm hat der Schöpfer ja die Kraft zum Neugestalten mitgegeben. Wer jedoch nicht an Einfallsreichtum leidet, erziehe sich zu knapper Schreibweise, die seinem nüchternen Wesen entspricht, und versuche nicht, in eitler Prunksucht den Dichter und Wortschöpfer nachzuahmen, indem er einmalig Gedachtes aufgreift und es urteilslos wiedergebraucht. Tut er's doch, dann ist er gewiß dem Papagei im Käfig vergleichbar, der auch allerlei so Zeug daherschwatzt, das er zwar gehört und aufgenommen, sich aber nicht anschaulich vorgestellt hat.

Unsere Sprache ist doch reich genug, rostendes Blech verschrotten zu dürfen. Aus ihrer noch unerschöpften Erzgrube werden stets neue Schätze gefördert, doch nur von geübten Bergarbeitern, den Meistern des Sazes und der Rede.

Jakob Hefß

Die Verneinung im Deutschen

Wer eine Maschine zu bedienen hat, soll ihren Bau und ihre Arbeitsweise kennen; er soll wissen, wo und auf welche Weise Störungen entstehen können und wie sie zu vermeiden oder zu beheben sind. Es ist auch gut für ihn, wenn er weiß, bei welchen Handgriffen er Gefahr läuft, sich einen Finger abzuschneiden oder zu zerquetschen.

Gerade so steht es auch mit der Handhabung einer Sprache. Wie jede Maschine, so hat auch jede Sprache ihre Schwächen und ihre Tücken. Ein verständiger und gerechter Mensch ist bei aller Anhänglichkeit an seine Sprache ihr gegenüber niemals so blind, wie es etwa einfältige Eltern vor lauter Affenliebe gegen ihre Sprößlinge sein können.

Unsere im ganzen vortreffliche deutsche Sprache weist unter anderem durchaus eine Schwäche auf bei der Verneinung. Diese Schwäche besteht darin, daß man die Verneinung meistens erst durch ein nachträglich angehängtes „nicht“ ausdrückt. Wenn ich sage: „Ich gehe nicht“, so heißt es zuerst: „Ich gehe“. Durch das nachfolgende „nicht“ wird dann die Sache in ihr Gegenteil verkehrt. Hier ist z. B. das Französische unserer Sprache durchaus überlegen. Wenn man hört oder liest: „Je ne vais pas“, so erfährt man zunächst, daß der Betreffende etwas nicht tut, und alsdann, was er nicht tut; es besteht also kein Widerspruch zwischen dem ersten und dem zweiten Teil der Aussage. Ich weiß nicht mehr, welcher Franzose - mit vollem Recht - erklärt hat, die deutsche Sprache zeige bei der Verneinung eine gewisse Hinterhältigkeit*.

* **Anm. d. Schr.** „Mit vollem Recht?“ — Ja, wenn man das Wort „Hinterhältigkeit“ ganz buchstäblich, rein äußerlich nimmt; aber so pflegen wir es nicht zu nehmen, sondern in moralischem Sinn, und wenn der Franzose das meinte, ist die Hinterhältigkeit auf seiner Seite. Die Sache erklärt sich geschichtlich sehr harmlos; von einer Hinterhältigkeit, die im Wesen der deutschen Sprache stäke, ist keine Rede. Althochdeutsch hieß die Verneinung ni, mittelhochdeutsch ne (oder en, n), und sie stand vor dem Zeitwort, wurde sogar mit ihm zusammengeschrieben: mhd. er engat = er geht nicht. Diese Ver-